

wald oder Kommunen wie Demmin und Anklam – beschreibt Matthias M a n k e auf Basis von Aufzeichnungen lokaler Landräte und anderer Mandatsträger. M. gibt dabei einen Einblick in die spezifischen kommunalpolitischen Herausforderungen der unmittelbaren Nachkriegszeit, insbesondere die Entwicklungen in den von ihm untersuchten Landkreisen stünden hinsichtlich Besatzungsrecht und Kommunalverwaltung *pars pro toto* für die sowjetisch besetzte Zone in den Jahren 1945 und 1946.

Die im Band vertretenen Texte kartieren den Ostseeraum in seiner Funktion als Ort politischer Kommunikation und Verhandlung. Das Buch überzeugt durch seine epochenübergreifende Darstellung der Gleichzeitigkeit und des Ineinandergreifens verschiedener Mechanismen von Friedenssicherung und Konfliktbewältigung. Bedauerlich bleibt, dass es die beiden Vorträge zu Polen bzw. der Sowjetunion nicht mehr in den Band geschafft haben, der durch die osteuropäische Perspektive zweifellos gewonnen hätte.

Gießen

Lena Frewer

Mária Wolf: Die Erdburg von Borsod. Ein Komitatszentrum aus der Zeit der ungarischen Staatsgründung. Mit Beiträgen von Annamária Bárány u. a. (Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums, Bd. 148.) Verlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums. Mainz 2020. XIII, 495 S., 196 Abb., 119 Taf., Ill., Kt. ISBN 978-3-88467-313-3. (€ 119,-)

Der Burgwall von Borsod bei Miskolc in Nordostungarn, eine wichtige Gespansburg des árpádischen Komitatssystems, war von 1987 bis 1999 Objekt ausgedehnter Ausgrabungen. Die deutsche Übersetzung der 2019 in Budapest auf Ungarisch veröffentlichten Grabungsergebnisse durch die Projektleiterin, Mária Wolf, kann auch überregional großes Interesse erwarten: Die Forschungen ließen weitreichende Einsichten zur Gestalt, Nutzung und Entwicklung einer frühen ungarischen Verwaltungsburg, aber auch zum Siedlungswesen seit der Landnahmezeit zu. Die stattliche und reich bebilderte Publikation legt nicht nur die archäologischen Befunde und Funde vor, sondern auch anthropologische, archäobotanische und archäozoologische Studien sowie archäometrische Analysen (Keramik, Eisenschlacken). Neben W. sind acht weitere Wissenschaftler mit ihren Resultaten im Buch vertreten.

Die ovale Befestigung von etwa 1,7 Hektar Fläche auf einem Hügel direkt am Fluss Bódva wurde zwischen 1020 und 1050 errichtet und bis in das mittlere 12. Jh. genutzt; zumindest kam die Besiedlung in der Innenfläche damals zum Erliegen und verlagerte sich vor die Burg. Deren Fortifikation bildete ein zeit- und regionaltypischer Holz-Erdwall in Kastenkonstruktion, der mehrfach erneuert wurde. Die Vf. kann plausibel machen, dass ein Balkenrost unter dem Wall keine ältere Phase, sondern eine Substruktion des Wehrbaus darstellte. Im Burghof weisen Reste von Holzhäusern, Gruben und Öfen auf eine intensive Nutzung hin, die Wohnen und Wirtschaften – besonders das Schmiedewesen – umfasste. Ein Steinfundament wird als Relikt der Gespansresidenz gedeutet. Ebenfalls aus Stein war die auf einer Erhebung in der Innenfläche errichtete Probsteikirche, deren Grundmauern einen 18 Meter langen Rechtecksaal mit eingezogener Halbrundapsis markieren. Ein Friedhof gehörte eigentümlicherweise nicht dazu, fand sich aber bei einem zweiten Gotteshaus vor der Burg, das dem „Burgvolk“ (S. 373) diente. Beide Kirchen gingen auf das 11. Jh. zurück. Die Vf. schließt insofern auf religiöse, militärische, administrative und ökonomische Zentralfunktionen. Borsod und andere „Gespansburgen können wir [...] als unsere frühesten Städte ansehen“ (S. 466). Ältere Hypothesen über eine lediglich refugial-militärische Funktion der Komitatsmittelpunkte finden in Borsod ebenso wenig Bestätigung wie solche zu Anfängen des ungarischen Burgenbaus bereits im 10. Jh. Dieser stand vielmehr, so belegen die Ausgrabungen ein weiteres Mal, mit der neuen Herrschaftsorganisation Ungarns seit König Stefan I. in Zusammenhang.

Die Forschungsergebnisse sind aber nicht nur wegen der Burg, sondern auch aufgrund einer vorangehenden offenen Siedlung des 10. Jh. interessant. 17 ebenerdige kleine Holz-

Lehm-Rechteckhäuser waren anhand von Estrichen, Brandschutt, Schwellsteinen und Öfen nachweisbar – ein ungewöhnliches Bild, dominieren auf vergleichbaren Fundplätzen der Region sonst doch Grubenhäuser. Eingetieft war in Borsod nur ein Steinfundamentbau als mögliches Wohngebäude des Ortsvorstehers. Die Häuser gingen in einem großen Schadenfeuer unter. Diesem „Pompeji-Effekt“ verdanken sich recht viele zurückgebliebene Metallgegenstände – darunter Pflugscharen, Kurzstielsen und Buntmetallschläfenringe – sowie ungewöhnlich zahlreiche komplette Tongefäße, oft über ein Dutzend im Umkreis der Öfen. Manche enthielten noch Gerichte, die im Moment der Katastrophe gerade zubereitet wurden, darunter eine Marmelade (*lictarium*) und eine Art „Urgulaschsuppe“ (S. 297).

Diese Siedlung steht im Mittelpunkt des Buches, weil sie besonders wichtige kulturgeschichtliche Aussagen zulässt. W. weist sie aufgrund einzelner Kleinfunde, vor allem eines charakteristisch verzierten Trensenknebels aus Bein, den Alt-Magyaren zu; „die ethnische Zugehörigkeit der Dorfbewohner“ sei damit „eindeutig bestimmt“ (S. 151). Siedlungsstruktur, landwirtschaftliche Geräte und archäobotanische Ergebnisse aus Borsod schlossen überdies aus, „alle landnehmenden Ungarn als Nomaden zu betrachten“. Vielmehr sei festzustellen, „dass die Bewohner der Siedlung [...] auf dem Niveau der Zeit [...] lebten bzw. wirtschafteten“ und „auf keinem Gebiet rückständig“ waren. „Das alles stellt die oft behauptete kulturelle Vormachtstellung der Slaven deutlich infrage“ (S. 462).

Diese bemerkenswerten Erkenntnisse beruhen allerdings, so ist einzuwenden, in zweierlei Hinsicht auf vagen Grundlagen. Erstens ist die ethnische Interpretation unsicher, denn die Merkmale der Siedlung bestätigen – wie die Vf. selbst feststellt – allgemeine Kennzeichen jener Epoche in Ostmitteleuropa und sind nicht sicher als ungarisch oder slawisch einzuordnen. Das gilt erst recht für entsprechende Schlüsse aus der Keramik oder aus einzelnen Sonderfindungen, die zur Ethnie ihrer Nutzer fast nichts aussagen, zumal die beiden Gruppen keineswegs rigoros voneinander getrennt gelebt haben werden. Zweitens ist die Datierung der Siedlung unsicher – ihr Ende in den 970er bis 980er Jahren kann u. a. anhand der Tonware und von Schläfenringen mit S-förmigem Ende plausibel gemacht werden, aber die Anfänge sind offen. Die Vf. setzt sie bereits in der Mitte oder sogar ersten Hälfte des 10. Jh. an, besonders aufgrund von Tongefäßen mit Bezügen zur nordpontischen Saltovo-Majaki-Kultur. Sicherlich waren solche bei der ungarischen Einwanderergeneration im Karpatenbecken besonders eng, doch wirkten sie lange nach und sind zur präzisen chronologischen Einschätzung daher nicht geeignet. W. überreizt m. E. die Ausagemöglichkeiten ihres Materials in einer mehrkulturellen Gesellschaft und in einer Epoche, in der sich die Kulturverhältnisse ungemein rasch wandelten. Wenn die Siedlung also erst im dritten Viertel des 10. Jh. entstand, und für eine eher kurze Laufzeit sprechen auch die fehlenden gegenseitigen Überschneidungen der Hausbefunde, dann sind die Ergebnisse zu Sesshaftigkeit und agrarischer Wirtschaftsbasis wenig überraschend. Sie sagen nichts über die Zustände in der Landnahmezeit im engeren Sinne aus.

In der Möglichkeit, solche Einwände zu erheben, erweist sich die Qualität der Grabungsvorlage mit substanziellen Befundbeschreibungen, zahlreichen Fotos und Zeichnungen. Die Gesamtpläne (Abb. 88, 141 u. a.) sind allerdings deutlich zu klein gesetzt, und es fehlen Profile, welche die Abfolge von offener Siedlung zum Burgwall zweifelsfrei belegen. Das sind aber Kleinigkeiten in einer ansonsten gehaltvollen Publikation, die u. a. auch instruktive Überlegungen zu den frühen ungarischen Herrschafts- und Wirtschaftsstrukturen, zum Befestigungswesen, zu typischen altungarischen Keramikformen (Gefäße mit geripptem Hals, Tonkessel, Saltovo-Majaki-Traditionen) sowie zu möglicherweise intentionell verbrannten Befestigungswällen (sog. Rote Wälle, S. 357) beibringt. Aus nördlicher Perspektive besonders bemerkenswert ist schließlich die Ähnlichkeit vieler Ausprägungen der Sachkultur – etwa ganz geriefter Töpfe und Schalen sowie der Schläfenringe mit S-förmigem Ende – mit nordwestslawischem Material, hier allerdings mit tendenziell jüngerer, nämlich spätslawischer Zeitstellung. Darin werden weiträumige Kommunikationsnetzwerke erkennbar, die ihren Ausgang im Süden nahmen.